

Altaich [Fortsetzung]

Autor(en): **Thoma, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 33

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645811>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
13. August
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Erhellte Ferne.

Von Martin Greif.

Nach entladnem Wetterregen
Hat die Ferne sich erhellt,
Und der Alpen Zug entgegen
Siehst du einsam dich gestellt.

Die im Wolkenduft verschwammen,
Tief erblauend stehn sie da
Und so eng geschart zusammen,
Wie sie nie dein Auge sah.

Vor den wildgestürmten Massen
Hebt ein Dorf sich friedlich ab; —
Deinem Sehnen überlassen
Lehnst du still am Wanderstab.

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma.

(Copyright by Alb. Langen, München.) 15

Neuntes Kapitel.

Es war ein ruhevoller Sommerabend. Die Häuser auf dem Marktplatz schlürften durch offene Türen und Fenster frische Luft ein, nach der sie den langen Nachmittag geschmachtet hatten.

Die Uhr auf dem Kirchturme glühte noch unter den letzten Sonnenstrahlen, aber dunkle Schatten, die langsam hinaufkrochen, versprachen ihr erquickende Kühle. Der Brunen plätscherte lauter, und den Bürgern unter den Haustüren war eine stille Freude auf den Abendtrunk anzusehen.

Vor der Post ging Herr Dierl mit dem Kanzleirate unter ernststen Gesprächen auf und ab.

„Ich muß sagen, ich hab' eigentlich nichts g'merkt. Bis jetzt wenigstens is mir nix aufg'fallen“, sagte Schüßinger.

„Sie wern's ja seh'n, daß i recht hab'. Der Berliner hat was im Sinn, und der fade Kerl da drüben“ — Dierl deutete mit dem Stode nach dem Kaufhause Ratterer hin — „der wepfige Kramer is natürli mit dabei ...“

„Was wollen s' denn machen?“

„An Fremdenswindel eiführ'n, d' Leut verderb'n, alles in d' Höh treib'n ... Ich kenn' de G'schicht'n, weil i s' scho a paarmal erlebt hab' ...“

„Vielleicht sehen Sie doch zu schwarz ...“

„Na! Na! Verlassen S' Ihnen auf mich! ... Ah, gut'n Abend, Herr Posthalter! Sind S' heut recht fleißig g'weh'n?“

„Hat scho sei müass'n ... 's letzte Fuada Korn hamm ma rei ...“

Blenninger schnaufte in der Erinnerung an die Anstrengung und wischte sich mit seinem blauen Sacktuche über die sonnenverbrannte Stirne.

Man hörte ein Horn tuten.

Die Altaicher Kühe wurden über den Marktplatz heimgetrieben. Geduldig trotteten sie übers Pflaster; ab und zu sonderten sich etliche vom Haufen ab und bogen in Seitengassen ein.

Dann blies der alte Hüter fest ins Horn zum Zeichen, daß die Stalltüren geöffnet werden sollten.

Dierl sah mit freundlicher Miene auf das Treiben.

„So was tuat oan wohl“, sagte er. „Dös is no was aus der guat'n alt'n Zeit ...“

„Ja ... ja ...“ meinte der Posthalter, „aber ...“

„Was aber?“

„Der Zustand paßt nimmer recht her ...“

Blenninger wies auf eine Kuh, die stehen blieb, und indes sie nachdenklich vor sich hinschaute, ein stattliches Andenken fallen ließ.

„No ... was is nacha?“ fragte Dierl.

„So was paßt si nimmer her ...“

„Auweh! Dös hätt' i liaba net g'hört.“

Dierl wandte sich unwillig ab und entfernte sich etliche Schritte mit dem Kanzleirate.

„Spanna S' was? Dös san scho de erst'n Anfäng'. Jetzt hätt' der Lalli aa scho an Grau'n vor'm Landleb'n. A Kurort werd's halt, dös Altaich ...“

„Eine Aenderung in dem speziellen Punkt wär' ja net so schlimm“, entgegnete Schüßinger, den der Vorgang nicht so stark angeheimelt hatte.

„Net? I will Ihna was sag'n. Wenn d' Leut amal de Sprüch' macha vom Aendern und vom Fortschritt, wenn eahna dös Alte ordinär vorkimmt, nacha is's scho g'fehlt.“

„Ich bin ja auch fürs Romantische, aber ich meine, Herr Oberinspektor, es laßt sich auch vom hygienischen Standpunkt aus ...“

„Nix! I kenn' d' Leut und i hab' meine Erfahrunga g'macht. Wenn amal de Redensart'n ei'reiß'n von zeit-gemäß und Fortschritt, nacha verschwindet der solide Geist.“

Die Kühe waren weiter getrottet, und aus der Ferne hörte man zuweilen den Hüter blasen. Die verklingenden Töne erregten in Dierl eine wehmütige Ahnung, daß es bald aus sein werde mit alten Bräuchen und alter Biederkeit.

Ueber den Platz herüber kam Martl und schlenkerte einen leeren Maßkrug, daß der Dedel auf- und zuklappte. Er pfiß vor sich hin und schritt daher wie das Sinnbild des altbayrischen Feierabends.

In Dierls Gemüt fiel ein Sonnenstrahl, als er den von aller Neuzeit unberührten Hausknecht sah, und er fingerte in der Westentasche an einem Marktstück herum. Doch er gewann seine Besonnenheit wieder und zog die Hand leer zurück.

Martl hatte den Seelenkampf bemerkt, denn Hausknechte sind scharfblickend, und ihre Beobachtungsgabe ist nicht gering.

Er wunderte sich auch nicht über den kläglichen Ausgang, denn er und sein Freund Hansgirgl betrachteten den Inspektor als nötigen Hund. Deswegen achtete er nicht auf die landsmännische Freude Dierls und schlurftete ohne Gruß ins Haus.

„Wie lang' is der Martl schon bei Ihnen?“ fragte Dierl den Posthalter.

„Da Martl? A vierz'g Jahr g'wiß. Er is scho als Bua heremma ...“

„Das is noch einer von der alt'n Garde. Solchene gibt's nimmer viel.“

„... Ja ja ... to scho sei“, sagte Blenninger trocken und schenkte seine Aufmerksamkeit einem aufgedonnerten Frauenszimmer, das gerade auf dem Bürgersteige daher kam.

Als wollte es ihnen die ganze Verdorbenheit der neuen Zeit vor Augen führen, so rauschte es an den fernigen Altbayern vorüber und warf aus untermalten Augen verächtliche Blicke auf sie.

Der Kanzleirat schaute ihm verblüfft nach, und Dierl rief:

„Ja, was waar denn jetzt dös! Bia kimmt denn so was hieher?“

„Is ja a hiesige ...“ sagte der Blenninger.

„De ...?“

„Von hier?“ fragte Schüzinger. „Das kann man ja gar net glaub'n ...“

„Wenn i's Cahna sag'! D' Hallberger Marie is; an Schlosser Hallberger sei Tochter ...“

„In an solchen Aufzug?“ staunte Dierl.

„Sie is beim Theata oder halt bei so a 'ra Gaudi und Schlawinag'sellschaft in Berlin drob'n. Seit etli Tag is i' dahoam. Wahrscheinli is ihr der Diridari ausganga, sonst waar de wohl net hergroast ...“

Der Kanzleirat war nachdenklich geworden.

„Eine Dame vom Theater is sie? Das is eigentli sehr merkwürdi, wenn ma denkt, aus Altaiß ... Und ein Schlosser is ihr Vater ...? Is er vielleicht der Schlosser grad gegenüber von der Kirch ...?“

„Ganz richti ... der is. Der Hallberger ...“

„M... hm...“ machte Schüzinger. „Ich find', es is eigentli sehr merkwürdi ...“

„Und des merkwürdigst is, daß anständige Bürgersleut eahmna Tochter zu a 'ra Gaudig'sellschaft geh' lass'n ...“ sagte Dierl. „Dös hätt's früher all's net geb'n. Da hamme S' Cahna geliebte Neuzeit!“ wandte er sich an Blenninger.

„I? Was geht denn mi d' Neuzeit o?“

„Sie san aa scho o'g'stedt ... Bia S' voring daher g'redt hamme weg'n de Küah ...“

„Ah so ...“

„Was sind denn diese Hallberger für Leut?“ fragte Schüzinger.

„Der Hallberger? Ja, er is amal a ganz a richtiger Mensch und hat an Anseh'n hier. Da fehlat nix. Aber sie halt! Sie is a verruckte Haubod'n'spinna; als Muatta scho gar nix wert. De hat dös Madl so dumm herzog'n. Zu der Arbat is i' z' nobl g'wen von floa auf, und all's hat sie dem Fraß'n hi'geh' lass'n ... no ja, jeßa siecht ma's scho ...“

„Also! Was sag' i denn? Da hat ma den Beweis, was rauschaugt dabei, wenn ma dös Alte, dös Solide nimma respektiert ... Dös is der Zeitgeist! I bin froh, daß i net no mal jung sei muaf ... Was is, Herr Kanzleirat? Genga ma nei zum Eß'n?“

„Ich hab' no kein recht'n Appetit und möcht' noch a bißel spazier'n geh'n ...“

„Biel Vergnüg'n! I geh' zu meiner Sax'n ...“

Dierl ging ins Haus, und Schüzinger schlenderte über den Platz und schaute angelegentlich in die Auslage des Kaufmanns Ratterer, bis er sich durch die Spiegelung in der Fensterscheibe überzeugt hatte, daß auch der Posthalter weggegangen war.

Nun eilte er mit rascheren Schritten den Platz hinunter und bog in die Kirchgasse ein.

Eine süßliche Witterung von Parfüm zeigte ihm an, daß er auf der rechten Fährte war.

Kurz vor der Kirche nahm er die gemächlichste Gangart an und spielte zierlich mit seinem Stode.

Er betrachtete das Portal aufmerksam, wie ein gewiegter Kenner von Barock und Rokoko; er trat zurück, um das Gesamtbild auf sich wirken zu lassen, und trat wieder näher, um die Einzelheiten zu mustern.

Dabei verlor er das Hallbergerhaus nicht aus den Augen, und er sah, daß die Dame vom Theater an ein offenes Fenster des ersten Stockwerkes trat und mit hochgezogenen Brauen zur Turmuhr hinausschaute, um die Zeit auf ihrer Armbanduhr damit zu vergleichen.

Er bemerkte, daß ihr Blick den Turm herunter auf einen jugendlichen Kanzleirat glitt und auf ihm ein wenig haften blieb.

Er hörte sie ein Lied trällern.

Viens poupoule, viens poupoule, viens!

Er kannte es nicht, aber es kam ihm ansprechend frivol vor.

Die Dame lächelte und trat vom Fenster zurück.

Das ruhige Lehrbubengesicht, das hinter einer Fensterscheibe zu ebenen Erde auftauchte und aus dem zwei lustige Augen sich auf ihn richteten, sah der Herr Rat nicht. Ihm genügten seine anderen Beobachtungen, die so stark auf ihn wirkten, daß seine Beine die auf Kanzleistühlen verlorene Beweglichkeit wiedergewannen und jugendlich tänzelten. Sie

behielten das bei, als der Herr Rat heimkehrte und in die Gaststube trat, so daß Dierl erstaunt aufschah und fragte: „No ... no! Was hamm denn Sie heut für an Schwung?“

„Ich sag' Ihnen, Herr Oberinspektor, so ein Spaziergang erfrischt ungemein“, antwortete Schützinger und setzte sich quedsilbern lebhaft auf seinen Platz.

Das Licht, das noch bei Ratterer brannte, stand auf dem Tische, um den die Familie Hobbe saß. Es mußte etwas Bedeutendes geschehen sein, denn Vater, Mutter und Tochter hatten leuchtende Augen, und jedes drückte auf seine Art die gehobenste Stimmung aus.

Der Professor strich seinen Bart und sah zur Dede empor, als könnte sein Blick durch sie hindurch zu fernen Höhen dringen. Frau Mathilde blickte verklärt den Gatten an, und das Töchterchen sah so aus, als wäre der Geist der Kunstgeschichte über es gekommen.

„Horstmar, — also wirklich?“

„Ja, Mathilde.“

„Was sehen, wieviel Uhr es ist! Zehn durch, du glaubst, in einer halben Stunde?“

„Längstens in einer halben Stunde. Ich werde nur mehr die beiden Schlußsätze niederschreiben.“

„Dann also wirklich! Altach am letzten Juli, nachts halb elf.“ Frau Mathilde sprach es halblaut vor sich hin, und ein stolzes Lächeln spielte um ihren Mund. Sie stand auf und trat ans offene Fenster. Da unten lagen im Dunkeln die Häuser Altachs. Menschen schliefen hinter ihren Mauern unter dicken Bettdecken, Menschen schnarchten in ihnen, Menschen träumten in ihnen irgend etwas Kleinliches, etwas unsäglich Bedeutungsloses. Ihnen war es eine Nacht wie jede andere. Wenn sie erwachten, gingen sie wieder an ihre unsäglich bedeutungslose Arbeit. Hier oben aber brannte ein Licht und leuchtete weit hinaus über die gebildete Menschheit.

„Horstmar, ob jemand in diesem S...städtchen jemals erfahren oder wissen wird, welches Buch hier vollendet wurde? Am 31. Juli, nachts halb elf Uhr?“

„Ich glaube es nicht, Mathilde. Es liegt doch der Gedankenwelt dieser Menschen zu ferne.“

„Die Armen! Man fühlt unwillkürlich Mitleid mit Menschen, die immer im Dunkel leben.“

„Gewiß, Schatz. Das ist ein natürliches Gefühl. Wir dürfen uns aber der Hoffnung hingeben, daß in einer fortgeschrittenen Epoche die quantitativen wie die qualitativen Bestrebungen zum Geistigen größer werden, und daß die geistigen Gesamtströmungen auch über diese Dämme treten werden.“

„Glaubst du?“

„Gewiß! Die Grenzen jeder Epoche werden weiter hinausgeschoben oder, wie man vielleicht richtiger sagen sollte: jede Epoche schiebt ihre Grenzen weiter hinaus.“

Frau Mathilde atmete tief auf und sagte zu ihrem Töchterchen: „Komm! Nun wollen wir Papa gute Nacht sagen. Und merke dir als Erinnerung für das Leben, er vollendet in dieser s... stillen Nacht sein Werk: Ueber die Phantasie als das an sich Irrationale.“

„Ja, Mama!“ sagte Tildchen und hüpfte zum Vater. Es hauchte einen Kuß auf seine große, bleiche Denkerstirne.

„Gute Nacht, Papa!“

„Gute Nacht!“ sagte er schon etwas zerstreut, denn die Schlußsätze arbeiteten mächtig in ihm.

Seine Frau, mit dem Zustande vertraut, strich ihm über das Haar und entfernte sich lautlos.

Eine Weile brütete Hobbe vor sich hin, dann erhob er sich mit einem raschen Entschlusse und schöpfte tief Atem.

Nun trat er auch ans Fenster.

Der volle Mond hatte sich über das Dach der Nachbarscheune heraufgeschoben und schaute mit stumpfer Neugierde in die Stube des Gelehrten hinein.

So, als wollte er fragen: „Was machen denn Sie eigentlich?“

Dabei sah er nicht aus wie ein geistpendender Himmelskörper, sondern wie ein Spießbürger, der mit breitem Lachen Geheimnisse beobachtet und sich an Geschehnissen in Mäddekammern mehr ergötzt, als an der Vollendung eines großen kunstgeschichtlichen Werkes.

Kein Wunder, wenn man Jahrtausende hindurch Gemeinheiten sieht, die mit aufdringlicher Deutlichkeit geschehen, während sich das hohe Geistige im Verborgenen vollzieht.

Verzerrte nicht der alte Kenner der Menschen und ihrer Torheiten höhnisch sein Maul?

Hobbe hatte genug von seinem Anblide und schob den Vorhang vor.

Er legte feierlich einen Bogen Papier vor sich hin, den letzten von so vielen, denen er sein Tiefstes anvertraut hatte.

Er tauchte die Feder ein und schrieb mit markigen Zügen:

„Das zum Minimum gebrachte Künstlerische ist das stärkste Abstrakte, das zum Minimum gebrachte Gegenständliche ist das stärkste Reale. Das quantitative Minus des Abstrakten ist gleich seinem qualitativen Plus!“

Darunter schrieb er mit großen Buchstaben: Finis, und machte einen mächtigen Schnörkel daran.

Nun holte er aus der Kommode das ganze didleibige Manuskript hervor und ließ die tausend Blätter liebkosend durch seine Finger gleiten.

Das Quantitative entzückte ihn. Es war viel Papier und alles eng beschrieben. (Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

Von Hans Peter Johner.

Zwei Wölklein glühen überm Rand
Des Berges, dessen Schatten blauen
Im Silbersee, wir beide schauen
Versunken in den Sonnenbrand.

Sturzflüge macht die Schwalbenschär
Und wirbelt wieder in die Lüfte,
Jasmin und Rosen senden Düste
Dem träumerisch verschwiegenen Paar.

Schon wandern Lichter auf dem See
Und einen Nachen seh ich gleiten
Dem Ufer zu. — So führt aus Weiten
Die Liebe heim, das Heimatweh.